

Unsterblichkeitsgedanke und Todesopfer

Autor(en): **Züricher, U.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Meinung, daß die Welt nicht nur im Argen liegt, sondern daß sie auch darin liegen bleiben müsse, bis Christi übernatürliche Wiederkunft dem ganzen Jammer ein Ende mache, ist gleichbedeutend mit dem christlichen Pessimismus, den ich als vierten Fehler der heute herrschenden kirchlichen Anschauung bezeichnet habe. Die Erfahrung, daß sich die Einzelsünde in tausend Fällen nicht überwinden läßt, hat zu der Annahme geführt, daß sich die Gesamtsünden, soziale Ungerechtigkeit und Krieg noch weniger eliminieren lassen, da sie, wie man gewöhnlich annimmt, direkt aus den Einzelsünden, Habsucht, Ehrsucht und Rachsucht hervorgehen. Man übersieht dabei, daß mächtige Organisationen trotz des radikalen Bösen, das die Menschheit auf ihrem ganzen Wege mit sich schleppen wird, möglich waren, und daß dadurch das ethische oder vielmehr unethische Chaos zurückgedrängt wurde zugunsten höherer Ordnung, daß sie also, da die Arbeit des Ordnungsschaffens gleichbedeutend mit Reichsgottesarbeit ist, nichts anderes bedeuten als das Werden und Wachsen des Himmelreichs. Der Pessimismus aber lähmt, nur der Optimismus gibt dem Geiste Flügel, durch alle Lande zu fliegen, als flöge er nach Haus. Fest daran halten, daß der Christusgeist heute noch die Macht hat, eiserne Türen zu zerschlagen und eiserne Riegel zu zerbrechen, auch Riegelwände der Vorurteile einzuwerfen, das heißt glauben und ohne Glauben ist's unmöglich, zu siegen.

Finden wir für diesen Glauben kein Gehör mehr in der Kirche, kein Verständnis bei der Gesellschaft der Hochmögenden, so steigen wir damit herunter zu den Zöllnern und Sündern, den Gebeugten und Gedrückten, und wenn wir dann als „Zöllner- und Sündergesellen“ verschrien, ja unter die Uebeltäter gerechnet werden, so wird das bei aller Herbeheit doch selig sein, werden wir uns doch der Gemeinschaft Christi trösten können.

Otto Umfried.

Unsterblichkeitsgedanke und Todesopfer.

Es ist eine eigentümliche Erfahrung, die gewiß mancher von uns machte: Wir gehen Jahre lang durch endlos viele Gedanken anderer hindurch, lesen Naturforscher, Psychologen und Philosophen, hören hundertfach, bald im Ton selbstsichern trivialen Autoritätsdünkels, bald in dem froher Daseinsfreude, bald in dem gelassener Beschaulichkeit, bald auch in dem dunkler Resignation oder stiller Verzweiflung, es sei nichts mit der Unsterblichkeit. Sie sei nur eine Zuflucht- und Ausflucht schwacher Seelen, sei eine naive Idee wissenschaftlich ungeschulter trunkener Phantasten, sie sei nur der Ausfluß wilder Negerphantasien, käme sie nun von wirklichen Negern, oder von indischen Grüblern oder deutschen Philosophen, sie sei nur der Aus-

druck kindischer Lebensbrunst, die vor dem Tod Angst und Furcht habe, sie sei für den Erkennenden bestenfalls eine ganz willkürliche und deshalb auch völlig bedeutungslose Annahme u. s. w.

Und doch — und doch: Es ist ein Winkel in uns, der von all dem unberührt bleibt. Hier spricht ein Gefühl, das all jene Sicherheiten wie etwas Falsches, Halbes ablehnt, als Aussprüche, die doch etwas und zwar etwas Wesentliches übersehen hätten. Alles Tiefste in uns sträubt sich dagegen, Leben und Welt als etwas restlos Verstandenes, Begriffenes, Klares und — Nüchternes aufzufassen. Je länger und schärfer wir forschen und nachdenken, umso rätselhafter, geheimnisvoller, unverständener und fragwürdiger wird alles um uns. Das Alltäglichsie wird zum Geheimnis, zum Problem. Die handfesten Realitäten des Lebens werden uns zu Seichtheiten. Von der ahnenden Phantasie glauben wir dann, daß sie uns näher an die eigentliche Lebenswirklichkeit heranzühre, als alle Wissenschaft, als alle Theologie, als alle Dogmatik, überhaupt als alle staatlichen, kirchlichen und sonstigen autoritativen Wegweiser. Wir spüren bei jeder Weltanschauung, sei sie buddhistisch, christlich, materialistisch, theistisch, pantheistisch oder atheistisch, wie beim Versuch sich in ihre letzten Konsequenzen einzufühlen und einzuleben, sie überhaupt uns zusammenhängend auszudenken, wir ein verschleiertes Dämmerland betreten. Das gibt uns Mut zum eigenen Weg. Wer die Entwicklung des Lebens sich zurechtlegen möchte, und wer so das Darlegungsbedürfnis seiner Weltgedanken oft und oft wie eine kategorische Forderung in sich erlebt, schreckt bei ungewohnten Gedankengängen deshalb auch nicht mehr vor dem stereotypen Vorwurf der Verschwommenheit zurück. Wer glaubt eine Weltanschauung zu besitzen, die nichts Verschwommenes in sich berge, hat nur nie versucht, sie zu Ende zu denken.

Der Gedanke an einen verborgenen Zusammenhang aller Dinge und das Gefühl im Ewigen verankert zu sein, brechen sich oft mit elementarer Gewalt Bahn. Wie sich dann beim Einzelnen sein Weltbild formt, hängt von seiner seelischen Unabhängigkeit und Freiheit und überhaupt von seiner ganzen geistigen Entwicklung und Vorbereitung ab. Das zudringliche Beweisenwollen haben wir uns seit Kant so ziemlich abgewöhnt. Es handelt sich ja für uns vor allem darum, ob wir das Leben uns überhaupt zusammenhängend ausdenken können in einer Weise, die weder mit den Erfahrungsstatsachen, noch mit unsern auch sehr realen Gemütsbedürfnissen im Widerspruch steht. Ich denke, mit den gelösten Welträtseln können wir nicht hausieren, so lange man doch zugeben muß, daß hinter der Urenergie, die das Weltall zur Formendifferenzierung treibt, ein rätselhaftes Unbekanntes steckt. Und das dürfen wir, unbeschadet allen Mechanikern, Physikern und Chemikern ruhig behaupten, daß wir die Idee der Aktivität, des Willens nicht aus sinnlicher Wahrnehmung geschöpft, sondern unmittelbar aus unserer Selbstbeobachtung. Bei der Selbstbeobachtung aber gehen wir, und das dürfte nicht so unangebracht sein, immer

vom Bekanntesten aus. Worte und Gedanken werden in der Darlegung ja sicher von Mensch zu Mensch verschieden sein.

Mir z. B. waren es vor allem die Erscheinungen der Güte, die doch auch einmal im Laufe der Entwicklung entstanden sein mußte, und der Form, jenes seltsamen, alle anorganische und organische Natur durchdringenden Strebens nach regelmäßiger Gestaltung, nach Schönheit, welche mir am lebhaftesten die Tendenzen des Seins nahe brachten. Der Wille zur Form schien mir alles Körper- und Seelenleben zu durchdringen, als der eigentliche Lichtstrahl aus dem Daseinsdunkel zu leuchten. Und wie mir die Güte als die provisorisch erreichte von innen geschaute, die Schönheit als die provisorisch erreichte von außen gesehene Harmonie im weiten Chaos erschien, so brachte mir der Gedanke an einen alles verbindenden Willen die gesuchte Einheit für beide. Die Formel „Wille zur Harmonie“ wurde mir zum eigentlichen Lebensereignis. Ich kann und will in diesem kurzen Essay nicht alle Gründe für und alle Einwände gegen meine Hypothesen weiter besprechen. Nur will ich noch sagen, daß im Zusammenhang damit mir der uralte Gedanke der Wiederverkörperung, also der weltweisenhaften Bedeutung des Seelischen, so von Neuem aufging. Und gleich Lessing fragte ich mich, ob diese Hypothese nur deshalb als lächerlich gelte, weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel. Dabei ist es unwesentlich, ob man sich ein Weiterleben mit oder ohne Erinnerung an die irdische Existenz vorstelle. Das Wesentliche ist, daß das Leben einen über die irdische Existenz hinausreichenden Sinn habe.

Ich will gleich noch beifügen, daß der Unsterblichkeitsgedanke mich ungleich tiefer erfaßte als der Gottesgedanke, mir kurzweg als das eigentlich Unmittelbare erschien. Gott war mir so vieldeutig: Als Symbol der unpersönlichen, weltdurchdringenden, weltüberwindenden, nur potentiell allmächtigen Liebe eine durchaus annehmbare Vorstellung; als dogmatischer Kirchengott, als persönlicher Gott der Güte und der Allmacht etwas unfäßlich Absurdes, das wohl nur deshalb so verbreitet war, weil der landesübliche bequeme Ausweg des unerforschlichen Rat-schlusses alles weitere Denken abzuschneiden pflegte. Ein persönlicher Gott der Güte (oder auch mehrere) erschien mir wohl möglich, aber dann konnte angesichts des Elends der Welt nicht Allmacht seine Eigenschaft sein. Ein persönlicher allmächtiger Gott erschien mir schließlich auch noch einigermaßen denkbar, aber dann konnte nicht Güte seine dominierende Eigenschaft sein, sondern Grausamkeit.

Jeder legt sich die Welt für sein Gemütsbedürfnis selbst zurecht, und daß die viel bespöttelte Rücksichtnahme auf die Gemütsbedürfnisse nicht ein Einwand gegen eine Erkenntnis ist, sondern, wenn wenigstens kein Widerspruch mit den übrigen Erfahrungstatsachen besteht, eine Stütze für sie, sollte dem Nachdenklichen nicht so unfäßlich sein. Denn klar erkannte Gemütsbedürfnisse sind schließlich etwas vom Realsten und Kontrollierbarsten, was uns im Leben begegnen kann. Vor-

stellungen hingegen, die unsere Sehnsucht nach seelischem und gedanklichem Weiterfassen nicht befriedigen, etwa deshalb weiterzupflegen, weil sie in der umgebenden Gesellschaft herrschende sind, kann nichts Verlockendes an sich haben.

Mit dem Bisherigen wollte ich nur kurz skizzieren, wie auch heute noch in einzelnen Menschen der Unsterblichkeitsgedanke zu einem dominierenden werden kann. Auf was es mir aber hier nur wesentlich ankommt, ist folgendes: Ich möchte untersuchen, wie derjenige, dem der Wiederverkörperungsgedanke, der ewige Zielgedanke ins Herz gedrungen, sich zum Krieg stellt.

Bevor ich aber darauf eine Antwort suchen kann, muß ich der Vollständigkeit halber noch ein Intermezzo einschieben und den immer noch populären Heine'schen Vers hinsetzen: „Sie sangen das alte Entfagungslied, das Eia popeia vom Himmel, womit man ködert, wenn es greint, das Volk, den großen Lämmel.“ Das ist der klassische Ausdruck der Opposition des Vulgärverständes gegen den Unsterblichkeitsbegriff, allerdings gegen einen sehr primitiven, aber doch immerhin gegen den, wie er von vielen Kanzeln allsonntäglich und bei jedem Todesfall verkündigt wird. Und hier ist jene Opposition ohne weiteres berechtigt, denn die Verkündigung, die ganz von einer lebensvollen Entwicklung absieht, und einfach die Toten in einen ereignis-, kampf- und tatenlosen Seligkeitshimmel versetzt, die ein tiefes, aufrüttelndes Geheimnis in eine triviale Glaubensformel umschweift, die ist allerdings sehr zu bekämpfen. Ich dachte also bei der obigen Entwicklung nur an jene, die beim Unsterblichkeitsgedanken an eine unmittelbare Fortsetzung des diesseitigen seelischen Zustandes denken, allerdings unter wohl völlig andern Verhältnissen. Die sehen im Jenseits keinen prinzipiellen Gegensatz zum Diesseits, sondern nur ein Jenseits der Empfindungsschranke, im Diesseits nur den uns eben wahrnehmbaren Ausschnitt aus einer unendlichen, dramatisch bewegten Entwicklung einem ewigen Ziel entgegen, auch wenn man mit dem Zielgedanken den Gedanken an cyklische Weltperioden verbinden müßte. Die „Welt“ tritt so in keinen prinzipiellen Gegensatz zum „Geist“, etwa so, daß alles irdische belanglos wäre, sondern sie ist das eigentliche Arbeitsfeld des Geistes, soweit er sich nun eben auf der Erde manifestiert.

Es handelt sich also wohl bei einem tiefer gefaßten Unsterblichkeitsgedanken durchaus nicht um einen Betrugs- und Beruhigungsförder für das Volk und für alle auf irgend eine Weise in ihren Wünschen und Bestrebungen zu kurz gekommenen, sondern um einen aufpeitschenden Gedanken, der allem Tun und Streben, das dem Geiste im irdischen Getriebe Geltung verschaffen möchte, erst die große revolutionäre Wucht verleiht. Ohne Ewigkeitsgedanken ist man allzu leicht veranlaßt, die Dinge aus der Perspektive seines persönlichen Einzellebens zu betrachten und findet den Antrieb nicht, für Dinge einzutreten, die Jahrhunderte brauchen um auszureifen. Ich glaube: Gerade das hat vielen Gesellschaftsumgestaltern gefehlt, daß sie kein

Verhältnis zu irgend einer transzendentalen Orientierung fanden und diese nur spöttisch belächelt hatten. So hat sich mancher, der sich in Weltanschauungsfragen auf einer sterilen Allerweltskepsis festgebissen, oder auch einem herrschenden Trivialaufklärer folgte, dafür einem blinden Glauben an den Fortschritt verschrieben. Auch der Sozialismus krankt leider in vielen seiner Hauptvertreter an einem nur materialistisch gemeinten Chiliasmus. Nun meine ich aber: Der Glaube an einen Fortschritt in der Menschheit ohne weltdurchdringendes Daseinsziel ist für Nachdenkliche wirklich etwas Unbefriedigendes; denn man fragt sich, was ein bloß irdischer Fortschritt soll, da doch zweifellos der Existenz der Erde ihr Ziel gesetzt ist und so der ganze Kulturaufschwung erbenlos im Sande verlaufen würde. Für denjenigen, der an kein transzendentes Daseinsziel glaubt, muß in letzter Linie wirklich alles egal und alles erlaubt sein. Das ist der einzige konsequente Pessimismus, von dem aus gesehen wirklich jeder bloß irdische Fortschrittsgedanke als Oberflächlichkeit erscheint. Sieht man aber im Leben ein mystisches Ziel, so wird wiederum die Annahme des Fortschrittsbegriffes fast eine Selbstverständlichkeit, nur läßt sich der Fortschritt dann nicht mehr etwa nach Art der Hegelschen Schule in historischen irdischen Geschichtsbildern aufrollen. Da dann das meiste, was geschieht, jenseits der unmittelbaren Wahrnehmung geschieht, so wäre der Ausblick auf das irdische Getümmel nur dem nach beiden Seiten begrenzten Blick auf ein Stromstück zu vergleichen, auf dem unzählige Wesen einhertreiben. Nimmt man den Fortschrittsbegriff also in durchaus mystischem Sinn, so hat es auch nichts zu sagen, daß wahrscheinlich vor Jahrtausenden in Indien, Griechenland und Palästina Menschen von größerer Geistesmacht gelebt haben, als wir sie heute finden.

Für unser Leben käme nur der wohl unserem Gemütsbedürfnis angepaßte, aber auch durchaus nicht mit der Erfahrung in Widerspruch stehende Gedanke in Betracht, daß das Leben einen tiefen Sinn hat, daß dieser Sinn geistiger Art ist und daß seine höchste Äußerungsform erkennende, energetische Liebe ist.

Bis dahin mußte ich die Einleitung führen, um das, was ich zu sagen hätte, zu begründen. Versuchen wir uns nun mit aller Energie in die Seele eines Menschen zu versetzen, der derart von dem Unsterblichkeitsgedanken erfüllt ist. Es gibt zweifellos auch heute Unzählige, die in irgend einer oder der andern Form an einen Zusammenhang mit dem Ewigen glauben. Nun stehen sie alle plötzlich vor der aufregenden, brutalen Tatsache des Weltkriegs, in dessen Gefolge das Nationale, Völkische u. s. w. als das eigentlich Heilige im Leben ausgegeben wurde. Aber ich frage: Kann einem klarsiehenden Menschen, der in sich die oben skizzierte Orientierung trägt, der also seinen letzten Halt nicht in etwas Vergänglichem sucht, all das ekstatische Massen-, Nationen-, Staats- und Volksetue etwas mehr sein als ein furchtbarer, verhängnisvoller Irrtum, als ein größtenteils unbewußter oder einj suggerierter geistiger Ueberbau in den Massen aller Länder über

der anarchisch kapitalistischen Weltherrschaft und der nur rückwärts-schauend interpretierten Menschheitsgeschichte? Das wittern ja auch einige feinere Köpfe, die zwar auch dem nationalen Rausch erlegen sind, aber trotzdem ihr Weltempfinden und ihr Menschheitsbewußtsein nicht aufgeben wollen; und die geben sich nun alle Mühe zu beweisen, daß gerade ihr Volk am geeignetsten sei, das mystische, teleologische Menschheitsbewußtsein zu tragen, daß der mystische Fortschritt des Geistes gerade an den Sieg ihres Volkes geknüpft sei. Man spürt aber den Notanker dieser Erklärungsweise zu deutlich heraus, als daß sie sehr starken Eindruck machen könnte. Der im Ewigen verankerte Geistesmensch kann durchaus nur im Ungeistigen und Brutalen den Feind sehen, aber nicht in einem andern Volk, von dem er bei nur einiger Kenntnis doch ganz genau weiß, daß die Geisteswogen dort ebenso hoch gingen und gehen als in seinem eigenen Volk. Auch der ganz einfache, schlichte Mann des Volkes, sofern nur transzendente Gedanken in seinem Leben irgend eine Rolle spielen, muß sich doch angesichts der plötzlich kategorisch befohlenen Todfeindschaft fragen: Kann denn dieser Haß und diese Feindschaft wirklich einen tiefern Sinn haben? Sind wir beide, ich, dessen heilige Pflicht es sein soll dich zu morden, und du, dessen heilige Pflicht es sein soll mich zu morden, nicht vielleicht zwei suchende Wesen, die möglicherweise tiefste geistige Beziehungen gemeinsam haben? Und wenn etwas Ewiges an uns ist, merkt man diesem Ewigen es denn nach dem Tode noch an, ob es auf Erden in Frankreich oder in Deutschland sich manifestiert hatte? All diese Gedanken, Kämpfe, Fragen und qualvollen inneren Zerwürfnisse sind uralte. Ich bringe ein Beispiel. Vielfach wird in der letzten Zeit wieder ein Buch erwähnt, das trotz seines mehr als zweitausendjährigen Bestehens in seinem inneren Gehalt ewig modern ist, ein Buch, das in seiner philosophisch-dichterischen Gewalt zu den seltensten Werken der menschlichen Geistesgeschichte gehört: Die Bhagavad Gita. Dort steht der Held bewaffnet gegenüber seinen Freunden, Lehrern und Verwandten, und bittere Zweifel peinigen ihn. Er will nicht kämpfen; das Leben erscheine ihm nicht mehr lebenswert, wenn er die von ihm Verehrten getötet hätte. Er begehre weder Sieg, noch Herrschaft, noch Freuden, nur solle man ihn nicht zu diesem ihm widerstrebenden Mord zwingen. Er fragt sich, ob es ihm nicht besser frommen würde, Besiegter statt Sieger zu sein. — Nun kommt die interessante Antwort, die vom Dichter der größeren Wirkung halber, dem erhabensten Gott in den Mund gelegt wird. Der Erhabene belehrt den Helden, es sei unrühmlich, unwürdig, unmännlich, erbärmlich, nicht zu kämpfen und zu töten. Es seien übrigens ja nur die Leiber vergänglich. Der ewige Geist sei unvergänglich, unbegrenzt, der Geist lasse sich nicht töten. Also brauche man auch die im Kampf Getöteten nicht zu beklagen, und es sei nicht weise, um sie zu trauern. Er solle nur ohne Leidenschaft, ohne Haß und Zorn töten, als eigentlich Unbeteiligter nur seine Pflicht tun. Die in uns wohnende Natur zwinge jeden etwas zu

tun. Nur solle man nicht die Frucht seiner Taten begehren, dann nehme die Seele keinen Schaden, selber wenn man noch so viele getötet habe. Man müsse sich dabei nur von aller Selbstsucht frei halten.

Jahrtausende alte Dichtung, die springend voll tiefer Gedanken ist, wirkt merkwürdig auf die Menschen. Ehrfurcht drängt oft genug jeden Gedanken an Kritik zurück, besonders wenn in den Dichtungen Gott und Götter mit größter Sicherheit sprechen. Es sind mir schon eine ganze Anzahl Menschen begegnet, die auf dieser merkwürdigen Dichtung fußend, das Töten und den Krieg verteidigt haben. Immerhin darf man nicht vergessen, daß bei den alten Indern Könige und Heerführer oft auch selbst Sänger und Philosophen waren, oder wenigstens solche immer um sich hatten. Als Könige hatten sie aber ein lebendigstes Interesse daran, daß ihre so seltsam nachdenklichen, philosophischen Inder nicht aus religiösen Gründen dem Kampf auswichen. Was liegt näher, als auch hier bei dieser Beruhigung der uns so sehr verwandt anmutenden Zweifel des grübelnden Helden philosophische Königskasuistik herauszuhören. Dies umsomehr, als der schwächste Teil der Dichtung offenbar der ist, worin ausgeführt wird, was geschehe, wenn er nicht kämpfe. Der erhabene Gott sagt dem Helden, er werde Schande auf sich häufen, er werde verachtet und beschimpft werden „und was ist schmerzlicher als dies?“ Kann aber, frage ich, für einen aufrechten Menschen die Möglichkeit für Ueberzeugungstaten Schimpf und Schande zu ernten, ausschlaggebend sein? Gehört nicht das zweifellos vorausgesehene Ernten von Schimpf und Schande und Todesstrafe zu den ergreifendsten Seiten der Christuserzählung, ist jedenfalls eine Seite, die wir nicht missen möchten? Christus fühlte sich zweifellos auch im Ewigen verankert und war, im Gegensatz zu Moses und den meisten tonangebenden alten Juden, auch voll Unsterblichkeitsglaube. Aus dieser Gegenüberstellung zweier Menschen, die dem Ewigen leben wollten, ergibt sich die Frage: Wer wirkte nachhaltiger? So paradox zweifellos viele der christlichen Forderungen auch erscheinen mögen, so unmeßbar geistige Wirkungen auch sind, so dürfte es doch gewiß sein, daß Unzählige in schwersten innern Kämpfen sich an dem bis in den Tod Getreuen, Liebevollen und Mafellosen aufrichteten, ihr ewiges Selbst an ihm stärkten. Auch der Sänger des Bhagavad Gita mag viele beruhigt haben. Aber die Konsequenz seiner Beruhigung liegt doch im Aufnehmen des Todeskampfes, wenn die „Umstände“ es eben gebieten. Die „Umstände“ sind aber doch meist staatliche, militärische, also durchaus ungeistige Mächte. Seine Rhetorik ist ein sehr geschicktes Anpassen und Unterordnen unter diese und seine Wirkung eben das Wecken von Leidenschaft, Eifer und Zorn in Unzähligen, also das Wecken von dem, was er selbst als den eigentlichen Feind des Geistes bezeichnet. Dies zum mindesten ist die Wirkung, auch das sehr Unwahrscheinliche vorausgesetzt, daß der Held selbst im Kampfgetümmel sich von jeder sinnlosen Erregung freihalten könnte,

daß seine Seele beim Mordhandwerk auf dem Feld der Menschheits-schande nicht verrohe.

Wie nun, kann der an Unsterblichkeit glaubende Geistesmensch wirklich kühl vor dem ungeheuren Todesopfer des Krieges stehn, sich einfach dabei beruhigend, der Geist des Getöteten werde doch nicht von Mord und Tod getroffen, und solche Kriegskatastrophen seien eben bei der Unentwickeltheit der Menschheit noch nötig um neuen fruchtbaren Gestaltungen zum Durchbruch zu verhelfen?

Ist es wirklich nur Weltfremdheit, schwächliche Sentimentalität, Todesfurcht, oder eigensinnige Schwärmerei, eigensinniges Festhalten an einer fixen Idee, wenn das Grauen vor dem gegen unsere Ueberzeugung gehenden, befohlenen Mordzwang stärker ist als jene Ueberlegung? Ist jenes Grauen nicht vielleicht gerade der instinktive Widerstand des Ewigen in uns? Ist jene Ueberlegung nicht am Ende nur nachträgliche Rechtfertigung des sonst Unerträglichen? Handelt es sich nicht vielleicht dabei um ein auf dem Bauch liegen vor unfaßbaren Tatsachen?

Und dann: Ist's nicht auffallend, so erdrückend und ungeheuer die Wucht der Kriegereignisse auch ist, wie unmeßbar ihre Quantität, wie unfäglich arm dagegen an wirklich fruchtbaren Gedanken, wie eintönig, kurzsichtig, hohl, leer, widersinnig, entstellend und fälschend das weitaus meiste Geistige ist, das der Krieg hervorgebracht, wie gering im Grunde seine Qualität?

Und noch eins: Warum erlebt man von allen Mächtigen, von all denen, die einen wirklichen Einfluß auf den Lauf der Ereignisse haben könnten, die uns auch dem Frieden näher bringen könnten, nie etwas Außergewöhnliches, nie etwas Ewiges, keine befreiende Menschheitstat? Warum weiß man bei all diesen Staatsmännern, Kaisern, Königen, Präsidenten, Ministern, Bundesräten, Diplomaten und Kriegsbankiers immer schon zum voraus, wie sie ungefähr reden und handeln werden? Warum wird nie einer von ihnen von dem ungeheuren Geschehen zu etwas Außergewöhnlichem hingerissen? Und wenn es auch scheinbar naiv und lächerlich in ungewohntem Stammeln herauskäme, würde es nicht viel wohltuender und befreiender wirken, als alle die unheilvolle, gerissene Diplomaten geschwägigkeit? Warum machen all jene, die es doch nicht nötig hätten, meist nur den Eindruck von Hampelmännern, die im Netz blindwütender Ereignisse zappeln?

Ich will nun nicht meinerseits mit Sicherheiten schließen. Jeder muß am Ende im Chaos sich selbst zurechtfinden. Aber es ist doch eine etwas starke Zumutung zu glauben, daß aus dem Massenmord das Ewige wachse. Und selbst wenn Gutes kommt, so kommt es eben nur aus Opposition gegen ihn, aus Opposition gegen alles, was ihn letzten Endes verursachte, seien die Ursachen nun mehr äußerlicher Art, wie die unbeherrschte, zügellose Weltwirtschaft, oder mehr innerlicher Art, wie die unbeherrschte, zügellose Menschenseele.

U. W. Züricher.